

Wer sich ein wenig mit Tieren auskennt, der weiß darum, dass es in der Tierwelt, vor allem bei Herdentieren, eine ausgeprägt nonverbale Kommunikation gibt. Pferde z.B. verständigen sich durch Berührungen, durch ihre Körperhaltung, durch ihre Ohren, durch die Haltung des Kopfes, des Halses und vieles andere mehr. Weil wir Menschen alle ein biologisches Erbe haben, ist deshalb auch in uns allen diese nonverbale Kommunikation noch sehr tief verankert. Und weil diese entwicklungsgeschichtlich viel älter ist als jegliche verbale Kommunikation, hat das bei uns Menschen zur Folge, dass die nonverbale Kommunikation absoluten Vorrang hat vor jeder sprachlichen Äußerung. Konkret bedeutet dies: Wenn das, was ich höre, nicht übereinstimmt mit dem, was ich sehe, dann wischt das Gesehene alles Gehörte vom Tisch, so als sei es nie gesprochen worden.

An diese Regel hält sich sogar Gott selber. Er hat mit Israel nicht einfach mal so einen Bund geschlossen, sondern zuvor dieses Volk aus der Sklaverei in Ägypten befreit. Deshalb beginnt auch der Bundesvertrag, nämlich die Zehn Gebote, mit der entscheidenden Einleitung: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.“ (Ex 20, 2) Erst kommt das Sehen, dann das Hören.

Dieselbe Regel gilt für den Sendungsauftrag Israels. Um andere Völker zu animieren, sich diesem Bund anzuschließen, wird Israel nicht in alle Welt gesandt, um dafür heftig zu werben, sondern bekommt es den Auftrag, durch eine völlig andere, eine durch Gott ermöglichte neue Gesellschaftsordnung soviel Aufsehen zu erregen, dass andere Nationen auf sie aufmerksam werden und sich auf den Weg zu ihnen machen, um genau das bei ihnen zu sehen und dann dem Bund mit Gott beitreten. Genau davon handelt die erste Lesung, die wir vorher gehört haben, in der der Prophet Israel auffordert, zu diesem Licht zu werden, damit Nationen sich aufmachen zu diesem Licht. (vgl. V 3) Erst kommt das, was die bei den Israeliten so überraschend sehen können; und dann, erst dann folgt die Erklärung.

Genau davon erzählt auch unser Evangelium. Diese Sterndeuter aus dem Osten sind auf der Suche. Sie haben sich auf den Weg gemacht, sie wollen sich selber davon überzeugen, ob das stimmt, was sie gehört haben, sie wollen es sehen. Bis jetzt war es für sie dieses Gehörte eben nur ein Stern, nämlich eine Möglichkeit, eine Idee, eine Theorie, eine Vision. Aber um sicher sein zu können, dass das alles auch stimmt, bleibt ihnen nichts anders, als sich mit eigenen Augen selber davon zu überzeugen. Deshalb brechen sie überhaupt erst auf. Sie wollen sehen.

Und von diesen Sterndeutern wird nun erzählt, dass bei ihrer Suche in Jerusalem landen. Doch dort erleben sie eine herbe Enttäuschung. Die kennen und nennen soagr die Quelle, aber da gibt es nichts zu sehen. Deshalb können diese unmöglich das sein, was sie suchen.

Ihre Suche geht weiter; der Stern weist deutlich auf die Fortsetzung der Suche hin. Und jetzt werden sie fündig. Jetzt können sie endlich sehen, was sie bisher nur gehört hatten. Doch – und hier gilt es, den Evangelisten endlich einmal ernst zu nehmen – das, was sie finden, ist nicht einfach ein süßes, niedliches Kind. Dem Evangelisten geht es hier um wesentlich mehr. Darauf deuten nicht zuletzt die Gaben der Sterndeuter hin: Sie verweisen deutlich auf den erwachsenen Jesus, auf den Jesus, der das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes verkündet und errichtet hat, dafür am Kreuz gestorben ist, und durch seine Auferstehung diese völlig andere Lebensweise überhaupt erst möglich gemacht hat. Mit diesem Kind, vor dem die Sterndeuter niederfallen, verbindet sich hier die ganze Verkündigung Jesu, wie sie von den ersten Gemeinden nach Ostern gelebt wurde, und die wir aus der Apostelgeschichte kennen. Das ist es, was das Sehen der Sterndeuter ausmacht.

Dieser Primat des Sehens gilt bis heute. Das kann einer noch so viel schöne und fromme Reden halten, die bewirken nichts; erst das Sehen öffnet die Tür zum Glauben. Immer spielt dieses Sehen die entscheidende Rolle – sei es bei der selbstverständlichen aber dennoch oft überraschenden Wahrnehmung der Tatsache, dass meine ganze Existenz, meine Begabungen, der Ort, der Zusammenhang, in den ich hineingestellt worden bin, nicht auf meiner Entscheidung basiert und deshalb Fragen aufwirft; oder sei es die Erfahrung von gelebtem Glauben wie z.B. bei einem Besuch in Taizé.

Besonders deutlich wird dies z.B. auch in der biblischen Szene, als zwei Jünger des Johannes Jesus nachfolgen und ihn fragen „Rabbi, wo wohnst du“, und dann von Jesus eingeladen werden: „Kommt und seht!“ (Joh 1,35-39)

Dieser Vorrang des Sehens vor allem Hören hat auch Konsequenzen, die heute leider noch viel zu wenig beachtet werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es ist katholische Lehre, dass in der Eucharistie Christus nicht symbolisch, sondern real gegenwärtig ist.

Wenn ich aber faktisch diese Bedeutung der Eucharistie nicht erlebe, weil es z.B. selbstverständlich ist, dass man sich in der Kirche mit seinen Nachbarn unterhält bis der Gottesdienst beginnt, obwohl da vorne ein Tabernakel steht; wenn in der Kirche Veranstaltungen stattfinden, bei denen die Gegenwart Christi im Tabernakel nicht die geringste Rolle spielt; wenn gerade unter „religiösen Profis“ im Laufe der Zeit sich eine gewisse Selbstverständlichkeit und Gewöhnung einschleicht, die immer öfter den Respekt vor der Eucharistie vergessen lässt, dann sind das alles sichtbare Wirklichkeiten, die noch so fromme Rede über Eucharistie sofort unwirksam und vergeblich machen.

Bei einer Umfrage in den USA im vergangenen Jahr unter Katholiken nach dem Sonntagsgottesdienst kam heraus, dass die Zahl derer, die an Engel glauben, deutlich größer ist als die Zahl derer, die an die reale Gegenwart Christi in der Eucharistie glauben. Das dürfte bei uns wohl nicht viel anders sein.

Und nur so nebenbei: Dann braucht es auch keine Priester mehr.